

UMSCHAU

Der Tod als Thema

Die Bedeutung eines Themas wird weniger durch seine sachliche Wichtigkeit als vielmehr durch seine Einschätzung in der Öffentlichkeit bestimmt, durch seine Betonung oder Verdrängung. Der Tod war immer ein Thema des sterblichen Menschen, er wird zu *dem* Thema in einer Zeit, die vor lauter Jugendlichkeit und Lebensfreude den Tod verdrängt. Also ein notwendiges Thema.

Zwei moderne Schriftsteller berichten über den Tod ihrer Mutter: Simone de Beauvoir in „Ein sanfter Tod“ (Paris 1964, deutsch: Hamburg 1965, zitiert nach der Taschenbuchausgabe 1968), Peter Handke in „Wunschloses Unglück“ (Salzburg 1972). Zwischen beiden Autoren bestehen große Unterschiede: Alter und Geschlecht, soziale Herkunft und Nationalität, Ausmaß des Erfolgs und sozialpolitisches Engagement, Sprache und literarische Stilmittel. In einem treffen sie sich: in der Konfrontation mit dem Tod. Die Mutter de Beauvoirs stirbt 78jährig an einem Sarkom, die Mutter Handkes begeht mit 51 Jahren Selbstmord. Dieser Tod wird beiden Anlaß, die Biographie ihrer Mutter zu reflektieren: Referat und Rechenschaft, Verwirrung und Beruhigung des Gefühls. Weil unablässig verbunden mit dem eigenen Schicksal, ist nur eine engagierte Betrachtung dieses Sterbens möglich. Eine betroffene Darstellung, die den Leser trifft, nicht nur durch die Schonungslosigkeit in historischen Details und in entlarvender Sprache.

Beide Mütter sind unemanzipiert, so unterschiedlich ihre Herkunft auch ist: aus einer gutbürgerlichen Familie Frankreichs bzw. aus einer Arme-Leute-Familie Kärntens. Sie unterwerfen sich den Schablonen und Klischees ihres Milieus, in dem der katholische Glaube eine normgebende Rolle spielt. Gewiß ähneln sich die Religiosität Kärntens und die der Weltstadt Paris wenig. Aber in beiden Fällen

scheint das Leben einer Frau vorprogrammiert. Der Code lautet: „Unglück“. Über seine Mutter formuliert Handke den paradoxen Satz: „Selten Wunschlos und irgendwie glücklich, meistens Wunschlos und ein bißchen unglücklich“ (18). De Beauvoir sagt es anders: „Und das Glück meiner Mutter war nicht ungetrübt“ (37). Reines Glück gibt es nicht. Als Kontrapunkt zum Glück aber wird der Tod sichtbar.

Aus dem Bann ihres Milieus können beide nicht ausbrechen, von den vorgezeichneten Bahnen anscheinend nicht abweichen. Handkes Mutter verbringt wohl einige Zeit im Nachkriegs-Berlin, aber sie kehrt wieder in die Heimat zurück, lebt dann wohl gegen das Milieu an, aber wird allmählich ein „Typ“, von der eigenen Geschichte befreit (38), wird „entpersonalisiert“, so daß ihr Sohn beim Begräbnis resigniert und als Bestätigung seiner eigenen Gesellschaftstheorie feststellt: „Das Begräbnisritual entpersönlichte sie endgültig und erleichterte alle . . . In den religiösen Formeln brauchte nur ihr Name eingesetzt zu werden: „Unsere Mitschwester . . .“ (90). Sie hatte sich also selbst aufgelöst, war aufgegangen in der gesellschaftlichen, durch die Sprache fixierten, vorgeschriebenen Rolle einer Frau ohne Zukunft. Deshalb mehr Trauer als Freude, mehr Melancholie als Lebenslust, mehr Unterwerfung als Spontaneität in einem solchen Leben. Handke beschwört nur dieses Verhängnis, wenn er schreibt: „Als Frau in diese Umgebung geboren werden, ist von vornherein schon tödlich gewesen. Man kann es aber auch beruhigend nennen: jedenfalls keine Zukunftsangst. Die Wahrsagerinnen auf den Kirchtagen lasen nur den Burschen ernsthaft die Zukunft aus den Händen; bei den Frauen war diese Zukunft ohnehin nichts als ein Witz“ (16). Der Abschiedsbrief der Mutter an den Vater bestätigt, daß die Zukunft end-

gültig abhanden gekommen war: „Du wirst es nicht verstehen. Aber an ein Weiterleben ist nicht zu denken“ (85). Darf man sagen: Nach einem Lebensversuch von 50 Jahren wird die Zukunftslosigkeit ratifiziert im freigewählten Tod?

Auch die Mutter Simone de Beauvoirs war in bürgerliche Rollen eingezwängt. Das Verhängnis ihrer Kindheit: „In ihrer Kindheit ist ihr Körper, ihr Herz und ihr Geist in einen Panzer von Grundsätzen und Verboten eingepreßt worden. Man lehrte sie, sich einzugehen. In ihr lebte eine leidenschaftliche, glutvolle Frau; aber verunstaltet, verstümmelt und sich selbst entfremdet“ (47). Erst auf dem Sterbelager, so scheint es, findet sie allmählich zu einer eigenen Rolle; erst ihr Sterben gibt ihr das Stichwort zu einem persönlichen Auftritt. Auch bei ihr zog sich das Thema „Sich opfern“ wie ein bestimmender Akkord durch das Leben. Aber man kann sich opfern, um andere zu beherrschen, und man kann sich opfern, um sich und andere zu befreien. Der Weg von der einen Position zur anderen war für Françoise de Beauvoir nicht leicht. Ihre Tochter urteilt im Rückblick: „In ihren Taten opferte sie sich, aber ihre Gefühle trugen sie nicht über sich selbst hinaus“ (75). „Besitzergreifend und herrschsüchtig“ (41) sind harte Worte über eine Mutter, aber warum sollen sie nicht gesagt werden, wenn sie eher zu Lasten des Zwangs als der Freiheit gehen? Erst beim Begräbnisgottesdienst wird es der Tochter klar, daß die Frau, mit der sie in Fehde gelegen hatte („Die Memoiren einer Tochter aus gutem Hause“ geben diesen Konflikt unverhüllt wieder), doch eine andere war. Ganz anders als Handke nimmt sie das Begräbnisritual wahr; sie schreibt: „Danach sprach noch einmal der Geistliche. Und beide wurden wir (die beiden Töchter) von Rührung übermannt, als er den Namen ‚Françoise de Beauvoir‘ aussprach; diese Worte erweckten sie wieder zum Leben; sie stellten die Gesamtheit ihres Lebens her, von der Kindheit bis zur Ehe, zum Witwenum, zum Sarge; Françoise de Beauvoir: diese zurückgezogene, so selten mit Namen genannte Frau wurde zur Persönlichkeit“ (112).

Die eine Mutter also im Ritual hinter den vorgefertigten Worten, Klischees, Rollen endgültig verschwunden, die andere Mutter mit dem Namen benannt, erstmals sichtbar: eine Persönlichkeit. Erst in der Erinnerung der anderen groß und angenommen. In dieser Bewertung des Todes wirkt sich auch die Eigenart der beiden Schriftsteller aus: der Tod erfüllt nicht nur die beschädigten Verheißungen eines Lebens von Müttern, sondern er sanktioniert auch die Lebenskonzeptionen der Kinder. Unentwirrbar bleibt also Wirklichkeit und Interpretation miteinander verbunden.

In beiden Fällen eine gescheiterte Emanzipation? Keineswegs. Für Handkes Mutter gelingt der Protest gegen das Milieu nur im Einsatz der eigenen Existenz; für Françoise de Beauvoir in dieser eigenwilligen Freude am Leben: „Der Tod . . . muß zurückgestellt werden“ (98). In diesem Akt der Befreiung wird hier wie dort eines ganz verdrängt: der Glaube; denn der Glaube – beide Mütter sind katholisch – trug nur zur Verstärkung des repressiven Milieus bei. Die von ihm herkommenden Normen setzten sich in Prüderie um, sie verbauten den Zugang zum Kind (Handkes Mutter treibt drei Kinder ab). Nachdem zu Hause „die kleinen bürgerlichen Erlösungssysteme eben nicht mehr funktionieren“ (40), ist der Trost des Glaubens nur als Fetisch wahr und wirksam: „Das süße Grab, das süße Herz Jesu, die süße schmerzreiche Madonna verklärten sich zu Fetischen für die eigene, die tägliche Not versüßende Todessehnsucht; vor diesen tröstlichen Fetischen verging man . . . Aber meine Mutter hatte ein neugieriges Wesen und kannte keine Trostfetische. Sie versenkte sich nicht in die Arbeit, verrichtete sie nur nebenbei und wurde so unzufrieden. Der Weltschmerz der katholischen Religion war ihr fremd, sie glaubte nur an ein diesseitiges Glück, das freilich wiederum nur etwas Zufälliges war; sie selber hatte zufällig Pech gehabt“ (49 f.).

So auf Glück hin orientiert und so mit Unglück beladen, am Ende von Kopfschmerzen gejagt, bleibt nur der eine Ausweg: der Freitod. Handke beschreibt mit einer Sachlichkeit, die seine Anteilnahme kaum verhüllt, wie

seine Mutter in die nahe Bezirkshauptstadt fährt und sich etwa 100 kleine Schlaftabletten besorgt. „Obwohl es nicht regnete, kaufte sie sich dazu einen roten Regenschirm mit einem schönen, ein wenig krumm gewachsenen Stock“ (86). Sie spielte, ausgelassen sogar, ihr Leben noch bis zum Ende: schickte den jüngsten Sohn schlafen, blieb am Fernseher sitzen und „legte sich... in einem knöchellangen Nachthemd zu Bett. Sie streckte sich aus und legte die Hände übereinander. In dem Brief, der sonst nur Bestimmungen für ihre Bestattung enthielt, schrieb sie mir am Schluß, sie sei ganz ruhig und glücklich, endlich in Frieden einzuschlafen. Aber ich bin sicher, daß das nicht stimmt“ (87). Der Sohn zweifelt an diesem verzweifelten Glück. Er kann – wie ein bestellter Grabredner – wieder nur auf die floskelhafte, gefangennehmende Sprache einer entfremdenden Gesellschaft zurückgreifen: „Sie nahm ihr Geheimnis mit ins Grab!“ (97). Ist das alles? Ist es nicht doch eine Kapitulation des Schriftstellers vor einem unbegreiflichen Schicksal? Darüber läßt sich keine Klarheit gewinnen. Handke schließt seine „Erzählung“: „Später werde ich über das alles Genaueres schreiben“ (99).

Sowenig wie Handke wird Simone de Beauvoir mit dem Tod der Mutter fertig. Dabei scheint ihr sonderbar, daß der Glaube der Mutter in diesem Augenblick, „in den man das Absolute“ legt (70), nicht zum Tragen kommt. „Niemals hat sie aus ihrer Schublade das Meßbuch, das Kruzifix oder den Rosenkranz genommen... Eines Morgens schlug Jeanne vor: ‚Heute ist Sonntag, Tante Françoise; möchtest du nicht das Abendmahl empfangen?‘ ‚Ach, Kleines, ich bin zu erschöpft, um zu beten; Gott ist gut!‘“ (99). Die Tochter interpretiert diese Zurückhaltung zweimal. Vor dem Tod der Mutter schreibt sie: „Das ewige Leben bedeutete den Tod auf Erden, und sie weigerte sich zu sterben“ (67). Dieses Leben wird von ihr mit einem „ewigen“ Leben konfrontiert. Sind das die Alternativen? Nach dem Tod der Mutter formuliert sie distanzierter und zugleich auf sich selbst bezogen: „Die Religion konnte für meine Mutter ebensowenig leisten wie für mich die Hoffnung

auf einen Erfolg nach dem Tode. Ob man sich die Unsterblichkeit als eine himmlische oder eine irdische vorstellt – solange man am Leben hängt, tröstet sie nicht über den Tod hinweg“ (102). Sie ist später glücklich, daß sie den letzten Willen ihrer Mutter – „Aber viele Gebete“ (112) – beim Begräbnis erfüllt hatte. Aber ihre Reflexionen über den Tod endigen gnadenlos. „Einen natürlichen Tod gibt es nicht; nichts, was einem Menschen je widerfahren kann, ist natürlich, weil seine Gegenwart die Welt in Frage stellt. Alle Menschen sind sterblich; aber für jeden Menschen ist sein Tod ein Unfall und, selbst wenn er sich seiner bewußt ist und sich mit ihm abfindet, ein unverschuldeter Gewaltakt“ (120).

Man kann Schicksale nicht miteinander vergleichen, denn jeder Mensch ist einmalig, in seinen Chancen wie in seinen Risiken, in seiner Gnade wie in seiner Heillosigkeit. Man kann sich angesichts dieser Dramen – Handke: „Ein Naturschauspiel mit einem menschlichen Requisit, das dabei systematisch entmenschlicht wurde“ (58–59), de Beauvoir: Verwandlung der Mutter in einen „lebendigen Leichnam“ (81) – nur fragen, ob die Perspektive Handkes, die mehr auf politische Veränderung gesellschaftlicher Strukturen geht, nicht von vornherein verzerrt ist, ob die Insinuationen de Beauvoirs, die die totale Emanzipation der Frau meinen, nicht durch die Resignation angesichts der „condition humaine“ in ihrem Optimismus verdorben werden. Die Interpretation verhüllt also den Tod der Mutter noch einmal und macht ihn noch rätselhafter, als er für den Menschen, auch für den Christen, schon ist. Wie sehr Peter Handke und Simone de Beauvoir auch den Menschen befreien wollen, sie kommen an der Tatsache nicht vorbei: auch der befreite Mensch entgeht dem Tod nicht. Man kann ihn heroisch oder nihilistisch bestehen wollen. In beiden Spielarten aber läßt sich die Investition an Hoffnung (unter der größten Skepsis) nicht verbergen. Wenn schon gehofft werden muß, warum dann nicht wissend um der Hoffnung letzten Ursprung? Also gläubig?

Es läßt sich in diesem Zusammenhang nicht bestreiten, daß auch für einen Gläubigen der

Tod verhüllt ist, daß die im Sterben fallende Entscheidung nicht offenliegt und daß der Tod deshalb für die „Hinterbliebenen“ ein Ärgernis ausmacht: Ungewißheit bleibt auf jeden Fall zurück. Selbst wenn die Vokabel „Geheimnis“ sich allzuschnell anbietet, wenn der Mensch an eine Grenze gerät, im Tod begegnet der Mensch gewiß einem Geheimnis, allerdings einem nicht gänzlich unbekannten; denn das Leben des Menschen hat seine geheimnisvollen Erfahrungen und Stationen (wiewohl diese oft verdrängt werden) und

auch im Leben wird immer wieder ein Verzicht abverlangt, in dem „partiell“ gestorben wird, ein Verzicht, der angesichts dieser totalen Infragestellung leicht vergessen wird. Zu sagen, im Tod kristallisiere sich nur Geheimnis und Entsagung, macht diese letzte Erprobung menschlicher Gläubigkeit (welchen Inhalts auch immer) nicht leichter. Über diese Grenze hilft nur eines hinweg: Hoffnung. Sie aber bestätigen beide Autoren gerade dadurch, daß sie ratlos vor ihrer eigenen Hoffnungslosigkeit stehen. *Roman Bleistein SJ*